Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 1

Artikel: Philosophie des Taschentuches
Autor: Amstutz, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073708

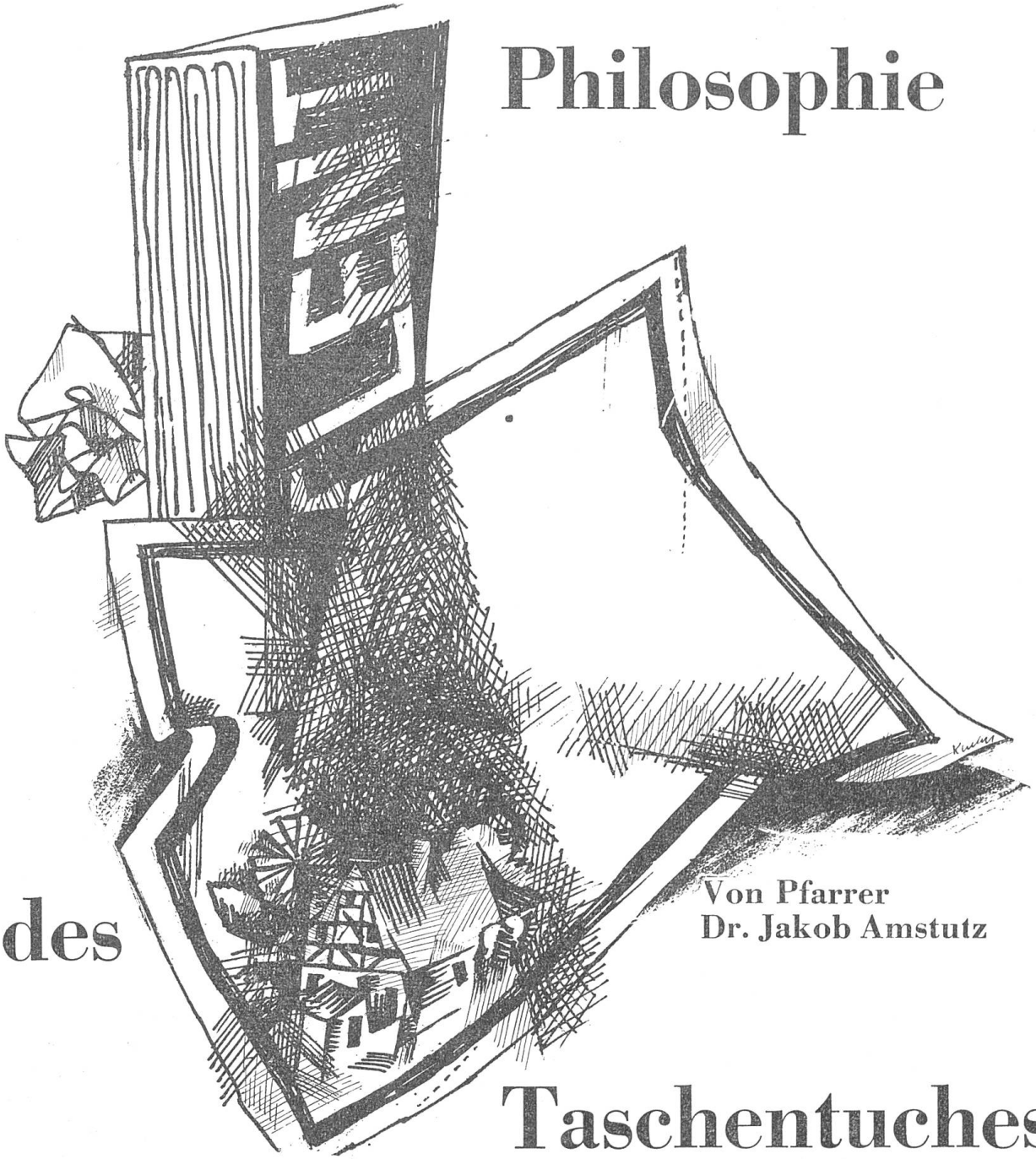
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Philosophie des Taschentuches

Von Pfarrer
Dr. Jakob Amstutz

An einer amerikanischen Universität zu Gastvorlesungen weilend, wurde der Verfasser auch zur Teilnahme an einem Seminar über den Sinn der Tradition eingeladen. Bei dieser Gelegenheit richtete er an die etwa fünfzig Studenten die Frage: «Wer von Ihnen lebt noch in dem Haus, in dem er geboren wurde?» Keine Hand ging hoch. Er fragte weiter: «Wer von Ihnen ist erst einmal umgezogen in seinem Leben?» Wieder ging keine Hand hoch. Alle waren mehrmals umgezogen, ein Dutzend von den jungen Leuten sogar über so weite Strecken, daß am ersten Ort jeweils alle Möbel und der ganze Hausrat verkauft und am neuen Wohnort alles neu angeschafft worden war, weil der Transport teurer gewesen wäre als ein Neukauf! Auf die an alle gerichtete Frage, was in ihrer Familie noch an Erbstükken von den Großeltern her vorhanden sei, antworteten zwei Studenten, sie hätten zu Hause noch silbernes Besteck, das die Großeltern besessen; einer sagte, der Vater bewahre ein paar Briefe der Urgroßeltern auf. – Darauf hat der Verfasser eine Rede gehalten,

deren Inhalt sicher auch auf die Entwicklung in der Schweiz bezogen werden kann:

Zu Hause in unserem Schrank liegen neben Tisch- und Mundtüchern auch ein halbes Dutzend alter flachsener Taschentücher mit den eingestickten Buchstaben meiner Großmutter. Diese Tücher sind so groß, daß wir sie nun als Kinderservietten gebrauchen. Unsere Taschentücher sind heutzutage kleiner und baumwollen – aber meistens brauchen wir gar keine solchen mehr, sondern kaufen beim nächsten Kiosk für einige Batzen ein Paket Papiertaschentücher. Der Vergleich zwischen den großmütterlichen Flachstüchern und den modernen papierenen hat mir schon oft zu denken gegeben . . .

Ich erinnere mich des Flachsfeldes, das im Frühsommer voll wunderbar blauer Blumen stand. Hinter dem alten Bauernhaus begann das Feld und dehnte sich bis zu einem murmelnden, weidenumstandenen Bach. Ich erinnere mich der zum Trocknen unter dem Dach aufgehängten Flachsbündel und der Geräusche des Brechholzes. Auch die abgearbeitete und doch zarte Hand der Großmutter sehe ich, wie sie Säume und Namen stickte. Als unsere Tücher bestickt wurden, war ich freilich noch gar nicht geboren. Aber ich weiß doch, wie sie entstanden sind. Ihr Anblick gemahnt mich an viele vertraute Dinge: an Landschaft und Boden, an den alten Bauernhof, an liebe Menschen und ihre Arbeit. Ich weiß, woraus und wie die Tücher geschaffen wurden, wer sie gearbeitet hat, und dies alles macht mir die Tücher vertraut.

Das Papiertaschentuch dagegen kaufe ich, gebrauche es und werfe es fort. Es erzählt mir keine Geschichte. Es hat keine Herkunft und keine Zukunft. Es ist gemacht von ich weiß nicht wem, gemacht aus ich weiß nicht was, gemacht für die Vernutzung in einem Augenblick.

Sehr oft und immer mehr kennen wir weder den Stoff, aus dem die Dinge unserer häuslichen Umgebung und unseres täglichen Gebrauches hergestellt wurden, noch den Hersteller, noch den Entstehungsvorgang. Wer nicht zufällig Chemiker ist, wird kaum sagen können, woraus, wie und von wem Plastik, Nylon, Bakelit fabriziert werden. Und so wie diese Dinge alle keine Herkunft haben für unser Bewußtsein, so haben sie keine Zukunft. Selten kann auch mehr die Rede davon sein, daß wir einen Gegenstand des täglichen Gebrauches Kindern und Enkeln weiterzugeben gedenken. Diese Dinge werden für den Verbrauch hergestellt, genutzt und weggeworfen. Die Kunststoffe nehmen überhand, und bald wird niemand mehr wissen, woraus die Wände gemacht sind, in denen er täglich lebt.

Durch diesen Vorgang verändern sich die Dinge unseres täglichen Gebrauches, unsere Kleider und Wohnungen. Es verändert sich aber auch unser Verhältnis zu ihnen, unsere Art, sie zu werten. Und wir verändern uns selber.

Umgeben von vertrauten Dingen ist der Mensch ein anderer als in einer Welt aus Kunststoffen. Die vertrauten Dinge verbinden ihn mit der Erde, aus der sie wuchsen, mit der Natur. Sie verbinden ihn mit Eltern und Großeltern, denen sie früher gehörten, mit den Kindern und Enkeln, denen er sie vererben wird, mit den Meistern, die sie schufen und gestalteten. Die Kunststoffdinge lassen den Menschen allein, verbinden ihn mit nichts und niemandem. Umgeben von vertrauten Dingen hat der Mensch ein Heim, umgeben von Kunststoffdingen wird er heimatlos.

Die Taschentücher meiner Großmutter sind in unserer Familie geliebte Dinge, die nach Gebrauch gewaschen, gebügelt, gefaltet und wieder in den Schrank gelegt werden. Die Papiertaschentücher aber liebe ich nicht, ich konsumiere sie und werfe sie weg.

Die Soziologen sprechen sogar von «Menschenkonsum», vom Konsum der Menschen im Verkehr, im Geschäft und in der Industrie, ja auch von einem «erotischen Konsum». Die Menschen verbrauchen sich gegenseitig und werfen einander dann weg. «Der Rest war nicht mehr zu gebrauchen», heißt es bei Wilhelm Busch.

Dagegen, daß der Mensch mehr und mehr lieblos werde, möchte man vielleicht einwenden, die Liebe sei doch wesentlich eine bestimmte Haltung und ein bestimmtes Verhalten von Mensch zu Mensch. Davon, daß wir mehr und mehr von ungeliebten Verbrauchsgegenständen umgeben werden, sei die eigentliche Liebe, nämlich die von Mensch zu Mensch, nicht berührt.

Leider stimmt das nicht. Auch das Verhältnis von Mensch zu Mensch ändert sich. Der Mensch, der umgeben ist von allen jenen ver-

L I S W E I L

Bitzli und der böse Wolf

Ein liebenswürdiges Bilderbuch
mit 40 mehrfarbigen Zeichnungen
Halbleinen Fr. 12.80

NEUERSCHEINUNG

Bitzli, der kleine Hund mit den Lampiohren, kommt mit Anneli und Andri aus dem Bergtal ins Unterland, in die große Stadt. In vorbildlicher Pflichterfüllung beschützt er hier die beiden Kinder und teilt mit ihnen ihren Alltag. Bald fühlt er sich in den Gassen der Altstadt, wo Anneli und Andri wohnen, heimisch. In seiner grenzenlosen Phantasie aber wittert er hinter all den verborgenen Winkeln und Ecken eine Gefahr: Könnte sich hier nicht der Wolf verbergen, von dem er in den Bergen erzählen gehört hat?

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH

J A K O B S T E T T L E R

Brosi Bell und der Höhlenschatz

Erlebnisse und Abenteuer am Gotthard
Für Jugendliche von 12 Jahren an
Mit 23 Illustrationen von Heinz Stieger. Fr. 14.60

ERSCHEINT AM 15. OKTOBER

Der Autor läßt uns in diesem spannenden Buch die Abenteuer eines Fünfzehnjährigen auf der Suche nach dem Kristallschatz der alten Zischga Indergand in der Gegend von Göschenen miterleben. Meisterhaft sind die Charaktere gezeichnet. Die jungen Leser werden sich an Brosis wechselvollem Kampf um den Schatz und um das Recht der alten Zischga begeistern.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH

trauten Dingen, ist durch sie mit den Vorfahren, von denen er sie ererbte, und mit den Nachfahren, denen er sie vererben wird, verbunden. Er ist auch verbunden mit den Handwerksmeistern, welche die Dinge für ihn schufen. Er lebt im Leibe menschlicher Gemeinschaft als Glied und Organ. Die ihn umgebenden Dinge gemahnen ihn an diese Verbundenheit, ja die vertrauten Dinge erzeugen diese Verbundenheit zu einem guten Teil. Die Verbundenheit schwindet, wo diese Dinge fehlen.

Wenn aber der Mensch aufhört, die Dinge, die ihn täglich umgeben, von Eltern und Voreltern zu übernehmen und sie für Kinder und Kindeskinder zu erhalten, dann gerät er in einen sehr eigenartigen geschichtslosen Zustand hinein. Die sogenannten «Primitiven», bei denen jahrtausendelang Hütten, Geräte und Stoffe dieselbe Form und Musterung haben, bei denen es keinen Stilwandel gibt, der ihnen selber zum Bewußtsein käme, die kein Bewußtsein geschichtlicher Epochen haben – sie leben in einem geschichtslosen Zustand. Für sie gibt es nur eine Weltepoche, nur einen Stil, und das heißt: es gibt keine Epoche und keinen Stil; denn beides sind relative Begriffe, Begriffe, die nur in Beziehung zu früheren oder folgenden Epochen und Stilen einen Sinn haben.

Aber «Primitive» sind doch mit Natur, Eltern und Kindern verbunden, sind Glieder eines lebendigen Gemeinschaftskörpers. Das sind wir nicht mehr – und nun droht uns auch noch das geschichtliche Bewußtsein zu schwinden. Sind wir da nicht in Gefahr, in einen Zustand zu versinken, der viel ärmer und niedriger ist als der Zustand der sogenannten primitiven Völker?

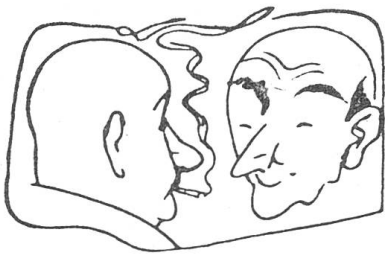
Daß wir durch die Kunststoffe, die uns heute mehr und mehr umgeben, ärmer an liebevoller Verbundenheit und sozusagen geschichtslos werden, sind nur ein paar von den verschiedenen Veränderungen, die mit uns Menschen nun geschehen oder zu geschehen drohen.

Eine weitere Veränderung liegt darin, daß für unser Bewußtsein mehr und mehr alle Dinge nur noch fabriziert, das heißt durch maschinelle Vorgänge entstanden sind. Sie sind nicht mehr aus gewachsenem Holz, aus Leinen oder Wolle, sondern eben aus Plastik, Nylon, Bakelit. Diese künstlichen Fabrikate sind durchaus verfügbar, für Geld im nächsten Laden zu haben. Sie verbinden uns nicht mehr mit den unverfügbaren Vorgängen des Wachsens und Lebens. Damit schwindet das Gefühl der Abhängigkeit von übermenschlichen Mächten und der Verbundenheit mit ihnen.

Damit geht aber auch etwas anderes, scheinbar mehr Äußerliches verloren: der Sinn für den Stoff. Wer nur noch von Stoffen umgeben ist, zu denen er kein Verhältnis hat, deren Beschaffenheit er nicht durchschauen und erleben kann, der wird auch gleichgültig gegen den Stoff, aus dem die Dinge gemacht sind. Noch unsere Eltern konnten vielleicht die Holzarten ihrer Möbel (Tanne, Eiche, Linde, Esche, Kirschbaum) unterscheiden. Wer kann das in unserer Generation noch?

Schweizerische Anekdote

Als der bekannte protestantisch-konservative Politiker Ulrich Dürrenmatt, Großvater des heutigen Dichters Friedrich und des Chefredaktors Peter Dürrenmatt, einmal in einem Berner Café saß, traten einige Herren aus der Berner Gesellschaft ein und setzten sich an den gleichen Tisch, ein jeder sich vorstellend:



«Vo Mühlenen.»

«Von Erlach.»

«Vo Wattewyl.»

Da erhob sich Dürrenmatt, machte eine kurze Verbeugung und sagte: «Vo Herzogebuchsi.» *F. G.*

Wer kann, außer den Fachleuten, noch sagen, woraus und wie die Kleiderstoffe gemacht werden? Durch die Gewohnheit zur Unterscheidung der Stoffe wurden früher die Sinne kultiviert, das Auge, der Tast- und Geruchsinn. Auch diese Kultur der Sinnlichkeit ist heute in Gefahr.

Noch einen weiteren Nachteil bringt die Mechanisierung in der Herstellung aller unserer Gebrauchsdinge: Der Handwerker schuf früher einen ganzen Gegenstand, der Uhrmacher noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine ganze Uhr. Heute kann kaum mehr irgendwo ein Uhrmacher eine Uhr von A bis Z mit seinen Händen und Werkzeugen herstellen. Die einen Uhrenfabriken fabrizieren nur Schalen, andere nur Zifferblätter und Zeiger, andere Schrauben und Räder, andere Federn und wieder andere synthetische Rubine. In diesen Fabriken wird am Fließband gearbeitet, und die Arbeiter vollziehen tagaus tagein, jahraus jahrein immer nur einen ganz kleinen Teil, nur einige Handgriffe für ein ganzes Werk. Die Fähigkeit, mit eigenen Händen ein Ganzes zu gestalten, wird kaum mehr verlangt.

Trotz all dieser drohenden großen Gefahren werde ich fortfahren, mich in Papiertaschentücher zu schneuzen, werde weiterhin solche verbrauchen und fortwerfen und nicht zum liebevollen Gebrauch von leinenen zurückkehren. Es ist nämlich nicht allein unmöglich, sondern auch ungesund und lebensfeindlich, wenn man versuchen will, nicht umkehrbare Vorgänge umzukehren.

Wenn ich aufmerksam mache auf die Gefahren, welche darin liegen, daß wir mehr und mehr von künstlichen Dingen umgeben sind, dann gebe ich mich nicht der Illusion hin, als ob die Kunststoffe und die Technik, welche sie erzeugt, aus der Welt geschafft werden könnten. Die Frage ist vielmehr die: Wie können liebevolles Verhältnis zu den Dingen, Unmittelbarkeit menschlicher Gemeinschaft, Verbundenheit mit Gott, Natur und Vorfahren, wie können des Menschen empfindsame Sinne und seine Erfindungskraft erhalten und gepflegt werden mitten in der Industrialisierung und Automatisierung und bei all dem täglichen Gebrauche künstlicher Dinge?

Die Schätzung der Gebrauchsdinge, der Sinn für das Material und alles dies war früher etwas Selbstverständliches. Heute nicht mehr. Viele Gemeinschaften, die ursprünglichen Traditionsträger, die Stände und Zünfte, sind durch die Französische Revolution aufgelöst worden. Die Tradition ist unterbrochen.

Die Schätzung des Materials, die Liebe zu den Dingen, die Unmittelbarkeit zur Natur und selbst das Aufrechterhalten von Traditionen in der Familie muß deshalb heute zur persönlichen Leistung des Einzelmenschen werden.

Kann und will aber der Einzelmensch heute im allgemeinen etwas tun, um jene gefährdeten Werte zu erhalten? Überfordern wir nicht seine Einsicht und Kraft, wenn wir von ihm verlangen, daß er all das leiste, was früher Tradition und Gemeinschaft geleistet?

Der Mensch ist seiner Natur nach ein mehr oder weniger erfinderisches Wesen. Jeder Mensch hat das Bedürfnis, in irgend einer Weise erfinderisch, schöpferisch zu sein, zu gestalten, und wäre es auch nur dadurch, daß er die Möbel seiner Wohnung hie und da umstellt oder daß er eine Freizeitbeschäftigung ausübt, wenn der Beruf seinen schöpferischen Kräften keinen genügenden Spielraum gibt. Der Mensch ist nicht wehrlos gegen jene Gefahren, seine Natur wehrt sich und drängt ihn, gleichsam Gegengifte zu erzeugen gegen die Gifte der Zeit, für ein sinnvolles und ganzes Leben.

Das Allerwichtigste bei der Bewahrung und Pflege jener bedrohten Werte kann und muß die Erziehung der Kinder leisten. Dies ist erkannt worden, und unsere Schulen tun dafür viel. Der natürliche Trieb zu Spiel und Erfindung muß in den Kindern gefördert werden. Papier, Stifte, Farbkreiden, Wasserfarben und Modellierton gehören überall hin, wo Kinder sind. Auch das Puppentheater, auf dem mit selbstgemachten Puppen gespielt wird, oder das Verkleiden und Stegreifspielen sind wunderbare Mittel zur Übung kindlicher Erfindungskraft. Es genügt nicht, wenn diese Dinge im Kindergarten geübt werden. Noch wirksamer und schöner ist, wenn die Eltern sie zu Hause mit den Kindern in der Freizeit betreiben – neben Federball- und Pingpong-Spiel.

Dabei kann nicht allein das Schöpferische in den Kindern entfaltet werden, sondern zugleich auch ihr Sinn für das Material und ihre Liebe zu schönen Dingen. Nichts schärft so sehr den Materialsinn, wie das Arbeiten mit verschiedenen Stoffen; dabei gewinnt man die

Erfahrungen, dabei werden die Sinne geschult. Wer aquarelliert, der lernt das Papier kennen. Er lernt es prüfen mit den Augen und dem Tastsinn, auf seine Härte, Glätte und Saugfähigkeit. Er lernt den Pinsel kennen: die Härte oder Weichheit der Haare, die Art, wie sie Farbe und Wasser aufnehmen oder abgeben.

Selbstverständlich kann auch die Pflege eines Gartens, in welchem die Kinder ihre eigenen Beete haben, in denen sie pflanzen können, was sie wollen, die Verbindung zur Natur im Kinde stärken, so daß sie für immer lebendig bleibt.

Gewiß wäre es gut, wenn recht viele Eltern und Kinder wöchentlich ein paar Stunden weniger passiv vor dem Fernsehkasten sitzen und dafür mehr solche schöpferischen Dinge treiben würden.

Auch die persönlichen Briefe sind eine Gelegenheit, schöpferisch zu sein, nicht nur sprachlich, sondern etwa auch indem wir die Farbe von Tinte und Papier wählen und vielleicht einen kleinen Vorrat an verschiedenfarbigem Briefpapier und auch an verschiedenen Federn haben. Die Briefkultur, welche noch die Generation unserer Großeltern pflegte, ist durch Telephon und Schreibmaschine weithin verloren gegangen und kann nur noch als persönliche Leistung bestehen.

Zugleich sind Briefe der Eltern und Großeltern auch etwas, das wir aufbewahren und den Kindern und Kindeskindern überliefern sollten. Solche Briefe geben das Gefühl des Zusammenhanges mit den früheren Generationen und können auch aufbewahrt werden von den vielen Familien, die heute aus beruflichen Gründen ein Nomadenleben führen.

Es ist die Aufgabe der Kindererziehung und der Selbsterziehung Erwachsener, die Liebe wachzuhalten zu solchen Dingen des täglichen Umganges. Es ist auch eine erzieherische und selbsterzieherische Aufgabe, auf diese Weise das Gefühl für die Tradition, für die Natur und den Stoff zu stärken und bewußt zu machen. Der Ort, wo den Kindern die Dinge, die sie umgeben, lieb werden sollen, ist das Heim. Der Ort, wo der Erwachsene sich selbst erzieht, ist die Freizeit. Ein Soziologe hat gesagt, daß die allermeisten jungen Leute heute sehr wohl dazu gebraucht werden könnten, gestellte Aufgaben zu lösen. Dies aber sei nicht genug, weder für sie selber, noch für die Gesellschaft. Sie müßten dahin kommen, sich selber Aufgaben zu stellen. Mit andern Worten: Die jungen Leute sollten nicht nur reproduktiv, sondern produktiv schöpferisch werden. Und wo kann das besser geschehen, als in der Freizeit, die der junge Mensch selber gestalten kann?

Es gibt Freizeitorganisationen großer Industrieunternehmen, deren Wirken ermutigend ist. Es werden Wanderungen und Bergbesteigungen unternommen. Die Menschen finden Fühlung mit der Natur. Arbeiter und Bürolisten führen Theaterstücke auf und halten Vorleseabende. Es wird in der Freizeit in besonderen Räumen künstlerisch und handwerklich gearbeitet, und die Arbeiten werden ausgestellt. Viele Arbeiter und Bürolisten schenken ihren Familien an Weihnachten nicht etwas fertig Gekauftes, sondern etwas, das sie in der Freizeitwerkstatt mit eigenen Händen geschaffen haben.

So sind zwar die großen Gefahren da, die wir beschrieben haben. Aber es kann auch etwas gegen sie getan werden, und es wird auch etwas getan. Eine Gefahr hat immer das Gute, daß sie uns weckt. Daß wir in einen Zustand höherer Bewußtheit und Wachheit kommen, ist vielleicht heute das Wichtigste. Die Gefahr ist nicht etwas bloß Negatives, sondern sie hat auch ihren Wert.

Wenn ich meinen Freunden die eingangs geschilderten Gefahren beschreibe, dann pflegen sie zunächst regelmäßig zu antworten: «Du bist ein Pessimist.» Das bin ich nicht. Was ich bin, scheint mir am besten jener amerikanische Witz zu sagen, in welchem gefragt wird, wie man am Frühstückstisch einen Optimisten, einen Pessimisten und einen Skeptiker unterscheiden könne. Die Antwort lautet: Der Optimist sagt: «Gib mir bitte die Sahne!», der Pessimist: «Bitte die Milch», der Skeptiker: «Bitte das Kännchen!»

Ich bin ein Skeptiker. Für mich ist die Zukunft ein Kännchen, dessen Inhalt ich nicht genau kenne. Ich kann nur die Möglichkeiten abschätzen, die guten und die schlimmen. Meine Haltung ist die, auf das Schlimmste gefaßt zu sein, aber das Beste zu hoffen, soviel ich kann, dafür zu wirken.

Und damit wären wir von der Philosophie des Taschentuches schließlich zur Philosophie des Kännchens gelangt.